

Karl Roehl

Soll König Msinga leben oder sterben?

Bethel bei Bielefeld: [Verlag nicht ermittelbar], [1913]

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1867640945>

Druck Freier  Zugang



Soll König Mjinga
leben oder sterben?



König Mjinga.

59 A
1739

59 A 1739

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Schwerin

59 A 1739



Soll König Asinga leben oder sterben?



Mit einem Füllhorn voller Segnungen in der einen und mit einem Fläschchen Gift in der andern Hand — so sollte man die Göttin darstellen, der heute so viele Opfer gebracht werden, die Göttin Kultur. Auch unser deutsches Volk läßt es sich viel kosten, um in seine Kolonien Kultur hineinzutragen. Wieviel Gutes daraus für unsere dunkelfarbigen Kolonialuntertanen erwächst, das können wir Missionare am besten bezeugen. Mit umso größerem Schmerze sehen wir aber auch die Gefahren, welche die europäische Kultur für Afrikas Negervölker in sich birgt. Wenn sie nur Kultur empfangen, müssen sie zugrunde gehen, denn dann dringen Europas Gifte ohne viel Widerstand ein. Aber wir deutsche Christen haben ja ein Heilmittel gegen allen Schaden. Wir haben das Evangelium von der Liebe Gottes und das lebensschaffende Wort unseres Heilandes Jesus Christus. Das kann nicht nur in unserm Vaterlande den Schwachen Kraft geben und die Fallenden aufrichten, sondern das ist auch die einzige Rettung für Afrikas Völker und Fürsten.

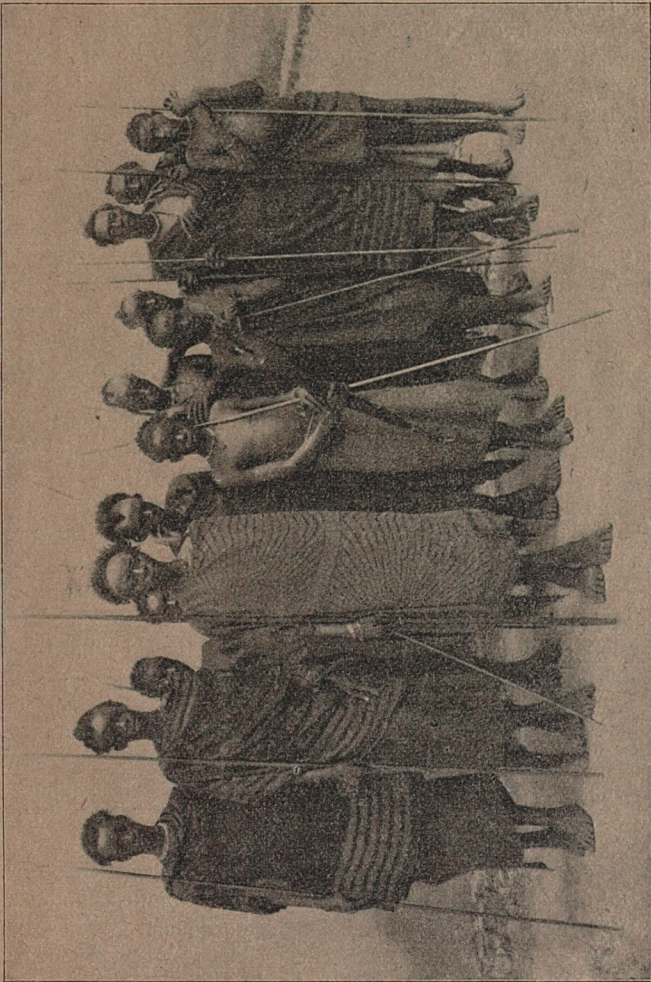
Einige Bilder, die uns an die Höfe von drei zentralafrikanischen Königen führen, sollen uns veranschaulichen, welche wichtigen Aufgaben die evangelische Mission zu erfüllen hat, und wie das Leben und Sterben einzelner Menschen und ganzer Völker davon abhängt, daß wir ihnen das Evangelium bringen.

1. Auf der Grenze zwischen alter und neuer Zeit.

Wenn wir noch echte afrikanische Fürstenherrlichkeit sehen wollen, müssen wir schon bis in die äußerste Nordwestecke

unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika reisen. Dort liegt das Wunderland Ruanda. Es gibt viel Wunderbares in Ruanda zu sehen: die herrlichen Gebirgsseen, die mächtigen Vulkane, die ungezählten Herden der langgehornten Rinder, das verachtete, scheue Volk der Zwerge, die geknechtete Bauernbevölkerung der Hutu, das stolze Herrenvolk der hochgewachsenen Tuffi. Aber das Wunderbarste ist und bleibt der Königshof. Der König Jubi Mjinga stellt sich freundlich zu den Europäern, was ein besonderes Verdienst des ausgezeichneten Residenten von Ruanda, des Herrn Dr. Kandt, ist. Sobald wir den Königshügel erreichen, wird dem König unser Kommen gemeldet. Nach kurzer Zeit erscheint ein Abgesandter des Königs mit einer kleinen Karawane, die Holz und Wasser bringt. Es scheint ein merkwürdiger Gruß zu sein. Doch wenn man den ganzen Vormittag durch den glühenden Sonnenbrand über die Berge Ruandas gewandert oder geritten ist, ist man müde geworden und freut sich darauf, eine kleine Erfrischung zu erhalten. Gutes Wasser ist in Ruanda überall sehr knapp und auch am Königshof schwer zu haben. Brennholz ist noch knapper in diesem Lande, in dem es fast gar keine Bäume gibt. Deswegen ist dieser erste Gruß des Königs eine besondere Aufmerksamkeit. Denn er versorgt den Gast mit dem, was er zunächst am nötigsten hat. Während das Zelt aufgeschlagen wird, kann der Koch gleich an seine Arbeit gehen. Bald nach diesem ersten Gruß erscheint ein zweiter Bote des Königs und fragt, ob der König kommen solle oder ob man zu ihm hingehen wolle. Da ich als Missionar ja zu ihm gehe, so lasse ich sagen, ich werde kommen. Um das Zelt sammelt sich schnell eine große Zahl Neugieriger. Denn wenn auch ein weißer Mann keine Seltenheit am Königshofe ist, so ist er doch auch nicht etwas Alltägliches, und es gibt immer allerlei Merkwürdiges bei ihm zu sehen. Und auch für uns ist es anziehend, diese Leute, die zumeist Tuffi sind, kennen zu lernen.

Die Leute erreichen eine Körperlänge von zwei Meter und darüber. Wir freuen uns an dem feingeschnittenen



Zuffhauptling mit Gefolge.

Gesicht, das auch nach unseren Begriffen schön ist, wir freuen uns an der geistigen Begabtheit der Leute, die uns sofort entgegentritt, wenn wir nur ein paar Worte mit ihnen reden. Wir sehen, diese Leute sind keine Neger, wie wir sie sonst kennen, sie stehen geistig eine bedeutende Stufe höher. Wenn man sie aufmerksam betrachtet, sieht man es ihnen an, daß sie wohl Nachkommen der alten Ägypter sind. Eine große Zahl von Tussi geht an uns vorüber, jeder je nach Rang und Würde mit einem größeren oder kleineren Gefolge, jeder trägt einen langen Speer. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Wenn der Koch das Essen bringt, zieht sich der ganze Schwarm der Neugierigen still zurück, man merkt, die Leute haben Anstand. Haben wir uns etwas gestärkt, werden schnell noch die Reisekleider mit einem weißen Anzuge vertauscht, und wir können endlich zum König gehen. Ich komme mir da jedesmal den Tussi mit ihrem stattlichen Gefolge gegenüber sehr ärmlich vor, denn ich habe als Begleiter nur meinen Burschen, der mir auf der Reise allerlei Dienste tut, und allenfalls noch meinen Koch, etwas wenig gegenüber den 20—100 und mehr Leuten, die jeder Tussi bei Hofe hinter sich hat. Diese gewisse Ärmlichkeit bei unserm Auftreten am Hofe ist für unseren Zweck gut. Ich komme zwar an den Königshof von Kuanda im Namen des Königs aller Könige, aber dieser unser König Jesus Christus ist ja selbst arm auf die Erde gekommen.

An dem Eingangstore des Hofes werden wir von einigen Beamten des Königs in Empfang genommen. Sie führen uns ein. Sehen wir uns auf dem Hof etwas um! In der Mitte fällt uns zuerst ein besonders eingefriedigter Baum ins Auge. Es ist dies ein heiliger Baum, den die Umzäunung vor jeder Entheiligung beschützen soll. Weiter bemerken wir in dem großen weiten Hofe, etwas an der Seite, den unvermeidlichen Misthaufen, ohne den nun einmal ein Tussi sich nichts Schönes auf dieser Erde denken kann. Der ganze Hof ist von einem sehr sauber geflochtenen Zaun umgeben. Als Pfähle hat man junge Stämme von wilden Feigenbäumen benutzt, die schnell anwachsen und mit

Kunst sehr in die Höhe gezogen worden sind. Wird später eine solche Residenz verlassen, dann bleiben diese Bäume stehen und bilden ein kleines Wäldchen, das dann als heiliger Hain gilt. Gegenüber dem Tore, auf der andern Seite des Hofes, liegt die Empfangshütte, eine große, schöne, mit besonderer Sorgfalt gebaute Hütte, ein Kunstwerk in ihrer Art, aber doch nur eine Hütte. Vor dieser Hütte warten wir ein wenig, dann kommt der König aus einem Seitentore, eine stattliche Erscheinung, die besonders durch die ungeheure Körperlänge einen gewissen Eindruck macht, trotz der krummen Haltung, die er sich angewöhnt hat, da er auf alles Volk herabsieht. Das Gesicht ist durch den auf einem Auge sich bildenden Star und die mächtigen Oberzähne entsetzt. Um seinen Hals trägt auch er wie jeder andere Tussi eine Fülle von Amuletten. Seine Kleidung besteht aus den gewöhnlichen, buntgedruckten Baumwolltüchern, die jeder wohlhabende Mann in Ruanda trägt. Hinter dem Könige kommt ein stattliches Gefolge, seine großen Beamten und deren Diener und Gefolgschaft. Er reicht uns die Hand und grüßt in der Suahelisprache, in welcher auch die Unterhaltung mit ihm geführt wird. Er hat es nicht gerne, wenn man mit ihm die Landesprache von Ruanda redet, er möchte nicht, daß seine Leute alles hören, was man mit ihm zu besprechen hat. Wir besteigen das kleine Podium, das sich vor der Empfangshütte befindet; es ist etwa einen halben Meter hoch, aus Ton gemauert. Der Eingang zur Empfangshütte ist hoch, sodaß selbst Mfinga, der doch 2 Meter lang ist, sich nicht zu bücken braucht. Der Fußboden ist dick mit Matten belegt; man hat das Gefühl, als träte man auf weiche Teppiche. In der Hütte sind Stühle für ihn und für mich bereit gestellt. Wir setzen uns einander gegenüber. Das Volk muß draußen bleiben. Einige Vertraute des Königs und mein Junge kommen mit hinein; ein Stockmeister steht mit einem langen Stock am Rande des Podiums und schlägt den Leuten auf die Köpfe, wenn sie allzu nahe sich herandrängen. Gegenüber dem Eingang der Hütte ist, wie in jeder besseren Ruandahütte, eine Wand von bunten Bambusmatten; da-

hinter werden wohl auch hier, wie sonst in den Hütten, einige Frauen sitzen, die hören möchten, was gesprochen und verhandelt wird, die sich aber nach der strengen Landes-
sitte nicht sehen lassen dürfen.



König Mjunga.

Die Unterhaltung beginnt mit äußerlichen Dingen; man redet von der Reise, von dem Wetter, von der Ernte, von besonderen Ereignissen, die sich in der letzten Zeit in dem Lande zuge-
tragen haben, auch wohl von besonderen Ereignissen, die in

Europa vorgefallen sind, denn auch hierfür hat der Mfinga ein großes und lebhaftes Interesse. Er läßt sich gerne vom Kaiser, von der Kaiserin, von Soldaten, Paraden, Lustschiffen und dergleichen Dingen mehr erzählen. Aber nicht dazu bin ich an seinen Hof gegangen, um mit ihm nur eine oder zwei Stunden über gleichgültige Dinge zu plaudern. Es ist etwas anderes, was mich zu ihm führt. Auch ihm wollen wir ja den Heiland bringen. Das Gespräch auf religiöse Dinge zu lenken, ist nicht so schwer, als man denkt, denn für den Afrikaner ist die Religion nicht etwas so Nebensächliches, wie bei uns zu Lande für viele Leute. Das ganze Denken des Afrikaners ist von Religion erfüllt. Der Mann, der vor uns sitzt, der Mfinga, gilt seinen Leuten als ein Gott. Als ich ihn einmal fragte, weshalb seine Leute ihn denn für Gott hielten, gab er mir folgende Antwort: „Sieh,“ sagte er, „wenn da ein armer Mann ist, den jeder mit Füßen tritt, der sich selber nicht helfen kann, dann kommt er zu mir und bittet mich um Aufnahme zu irgend einem Dienst. Ich gebe ihm Arbeit; er bleibt ein Jahr, ein zweites Jahr, ein drittes Jahr, vielleicht auch noch länger, und dann, wenn ich mit seinem Dienst zufrieden gewesen bin, gebe ich ihm Kinder. Mit diesen Kindern geht er nun auf den Berg, von dem er hergekommen ist. Die Leute sehen und staunen ihn an. Dieselben Menschen, die ihn vorher nur mit Fäusten und Spottreden behandelt haben, bringen ihm jetzt Geschenke und bewerben sich um seine Freundschaft; denn sie sehen in ihm, weil er Kinder hat, einen Freund von mir, dem Könige. Und dieser Mann, der so zu Ansehen und auch zu Macht gekommen ist, der sagt dann: Mfinga hat mich gerettet, er hat mir Leben gegeben, er ist mein Gott.“ Wir bemerken: die Göttlichkeit beruht nicht darauf, daß er ein wirkliches Leben gibt, sondern darauf, daß er Reichtum, Ansehen und Macht, also lauter irdische Dinge, den Menschen geben kann; und über das hinaus geht das Verlangen der Leute ja auch nicht. Wie beurteilt Mfinga sich nun selbst? Hält er sich etwa auch für einen Gott? Ist er auch davon überzeugt, daß er nicht stirbt,

weil er Gott ist, wie die Leute davon überzeugt sind? Wohl kaum, denn auch er trägt eine Fülle von Amuletten wie jeder andere Tussi. Diese seine Amulette nennt auch er selber Imana, d. h. Gott; also er, der Gott, muß auf seinem Leibe auch wieder einen oder mehrere Götter tragen, um sich sein Leben auf dieser Welt zu erhalten. Außerdem werden an seinem Hofe täglich ein oder mehrere Schafe geschlachtet, um aus ihren Eingeweiden zu sehen, ob und wo etwa dem König ein Unheil droht. —

Je näher man ihn kennen lernt, um so mehr sieht man, daß eine mehr als hundertfältige Furcht ihn gefangen hält. Er fürchtet überall Zauberei, Feinde, Gift und nicht zum wenigsten auch die Geister seiner Väter und den Tod. Glaubt doch das ganze Ruandavolk, daß die Geister seiner Väter auch seinen eigenen Vater getötet haben, weil er auf sie nicht gehört habe. Um so ängstlicher ist er nun darauf bedacht, jede religiöse Vorschrift auf das peinlichste inne zu halten und zu erfüllen. So wagt er es heute noch nicht, einen Fluß zu überschreiten, sondern lebt sozusagen als ein Gefangener auf seinem Königshügel, denn ein altes Gesetz sagt, daß ein König, der Zubi heißt, keinen Fluß überschreiten dürfe. Selbst seine eigenen Kinder gibt er preis, wie die Überlieferung es erfordert. Nach alter Ruandasitte werden die Kinder im Lande erzogen, nicht am Hofe. Wer Thronerbe wird, das zu wissen, ist erbliches Geheimnis einer bestimmten Tussifamilie, die bei der Geburt eines Königssohnes an allerlei Zeichen den späteren König, der als Imana, d. i. Gott, geboren wird, erkennt. Selbst der König weiß nicht, wer sein Nachfolger werden wird. Ist dieser Thronfolger erwachsen, so wird er an den Hof gerufen; man nimmt einen Abdruck seines Fußes in einem flachen Korbe mit Mehl und bringt ihn dem Könige dar. In der darauffolgenden Nacht wird ein großes Fest veranstaltet. In seinem Verlauf muß sich der König vergiften, damit sein Sohn den Thron seiner Väter besteigen kann. Damit dies Ereignis nicht zu früh eintritt, läßt die Königsmutter die Königsöhne, also ihre Enkel, vergiften, so weit es ihr möglich ist. Denn mit dem

Tode ihres Sohnes muß auch sie abtreten, die bis dahin eine sehr angesehene und einflußreiche Stellung gehabt hat. Dieser unbarmherzigen Sitte beugt sich auch Wisinga. Er weiß nicht, ob seine Söhne leben oder tot sind oder getötet werden, aber aus Angst um sein eigenes Leben wagt er nicht, den alten Bann zu brechen.

Als ich nun zu diesem Manne das erste Mal von Jesus sprach, hörte er still und in sich gekehrt zu. Als ich geendet, antwortete er: „Schon Herr Johansen*) und die weißen Väter**) haben mir das gesagt; der Jesus ist gut für euch weiße Leute, ich brauche den Jesus nicht, denn ich habe den Kiangombe, das ist mein Heiland, und besser als ich es bei Kiangombe haben werde, kann ich es bei Jesus auch nicht haben.“ Und doch wollte er er bei jedem späteren Besuch immer wieder von Jesus hören. Als ich ihn dann darauf hinwies, daß Jesus uns auch schon in dem Leben auf dieser Welt hohe Güter gibt, daß er uns frei macht von der Angst des Herzens vor allem Bösen, auch vor den Zauberern, selbst von der Furcht vor dem Tode, da sagte er nicht mehr: diesen Jesus brauche ich nicht, der ist gut für euch weiße Leute. Je öfter ich an seinen Hof gekommen bin, je tiefere Blicke ich in das geängstigte Herz dieses Mannes habe tun dürfen, um so mehr habe ich empfunden, wie er geradezu seufzt nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Bisweilen hat er stundenlang mit mir unter vier Augen über dieses Eine und den Einen geredet, der uns wahres Leben geben kann hier in der Zeit und in der Ewigkeit. Er hatte immer neue Fragen, immer neue Bedenken, immer wieder bei allem Ablehnen doch neues Verlangen. Er ist offen fürs Evangelium, wenn auch noch mit starken Banden gebunden, noch fehlt ihm die Kraft, die diese Kette sprengt. Da heißt es, Geduld haben, glauben, beten. Wenn die Unterredung in der Hütte zu Ende ist, dann treten wir wieder hinaus auf den Hof, unter das versammelte Volk,

*) Der erste evangelische Missionar in Ruanda.

**) Die katholischen Missionare von Ruanda.

zu dem man jetzt auch noch reden kann. Der König zeigt dann noch mit besonderem Stolz seine Schreibmaschine, auf der er wenn auch langsam, doch richtig schreiben kann. Dann geleitet er mich selber bis an das Thor seines Hofes, und dort verabschieden wir uns. Er geht zurück, ich gehe meinen Weg mit meinen eigenen Gedanken, die sich mit dem beschäftigen, was ich erlebt habe, was ich gesagt habe, und die hinaufsteigen zu dem, dem ich diene, und der nun das Werk an dem Herzen des Königs und seiner Großen selber tun muß.

Nach einer Weile erscheint der König mit einem sehr großen Gefolge beim Zelt zum Gegenbesuch. Es finden sich auch noch sehr viele von den Gutu herzu, die eine solche Gelegenheit benutzen, ihren König zu sehen, was ihnen sonst nicht vergönnt ist. Der König kommt in das Zelt hinein, setzt sich auf einen Stuhl, die Leute bleiben davor sitzen, und nun wird alles beesehen, was irgendwie nur zu besehen ist; besonders interessiert ihn immer das Gewehr, das er genau untersucht. Es gibt ja bei der Besichtigung all der Dinge, die sein Wohlgefallen erregen, auch noch manche Gelegenheit, im Scherz und Ernst mit ihm zu reden und nicht nur mit ihm, sondern auch mit seinen Leuten. Da geht die Zeit schnell hin. Es ist immer eine Freude, seinen regen Verstand dabei zu beobachten, wie er schon aus wenigen Worten Zusammenhänge begreift, die sonst ein Neger überhaupt nicht ahnt und nicht versteht, auch wenn man sie ihm ausführlich erklärt. Wenn er genug gesehen und gehört hat, dann verabschiedet er sich; aber er tut es niemals, ohne den Wunsch auszusprechen, daß geschossen werden möchte. Ich suche mich dem nach Möglichkeit zu entziehen, aber es hilft nichts. Irgend eine Krähe oder Taube oder ein Rebhuhn ist ja immer in erreichbarer Nähe, und da hilft dann kein Sträuben, es muß wenigstens ein Vogel zur Strecke gebracht werden. Über alledem ist es nun Abend geworden, und in dem Hofe des Königs wird es lebendig. Die Biertöpfe werden aufgetragen, und es wird getrunken, getanzt, getrommelt, gesungen, gejohlt. Den Schluß von all diesem nächtlichen Lärm bildet ein eigenartiges Spiel der Trommler und Pfeifer. Es fängt

sehr stark an mit langsamen, wuchtigen Schlägen und geht, allmählich leiser werdend, in ein schnelleres Zeitmaß über, bis es schließlich in feinstem pianissimo endigt. Durch diese eigenartige Musik wird der König in den Schlaf getrommelt und gepfiffen. Alles Volk verläßt den Hof, und nun herrscht völlige Ruhe und Stille, bis am Vormittag, bisweilen auch erst am Nachmittag, dieses eigenartige Spiel, aber in umgekehrter Reihenfolge, erst leise, dann lauter werdend wieder einsetzt und den König aus dem Schlafe weckt.

Wenn der König einem Gaste eine besondere Ehre antun will, so geschieht dies an dem zweiten Besuchstage durch die Vorführung seiner Kadetten. Am Nachmittag findet an solchen Tagen auch noch eine große Versammlung statt, und das ist dann die gegebene Gelegenheit, zu dem ganzen Volke zu reden. Vor einer solchen Versammlung den gekreuzigten Jesus als den Heiland zu verkündigen, ist nicht immer ganz leicht. Da muß man wissen, was man damit tut, daß man dem starken Gewappneten in seinen Palast einbricht und ihm seinen Raub nehmen will. Und wollten wir das in eigener Kraft unternehmen, so müßten wir jämmerlich dabei zu Schanden werden. Darum muß man sich hierzu in stiller Vorbereitung mit Kraft aus der Höhe ausrüsten lassen. Als ich hier das erstemal von der Auferstehung Jesu sprach, da ging ein Lachen durch die ganze Versammlung. Der Gedanke an eine Existenz nach dem Tode ist zwar keinem Afrikaner fremd, jeder glaubt an sie; aber daß es eine Auferstehung gibt und daß wir durch die Auferstehung in das Leben eingehen, ist den Leuten so wunderbar, daß sie darüber lachen. Aber je öfter ihnen gerade diese Botschaft von dem Tode und der Auferstehung gebracht wird, umso mehr verschwindet das Lachen, und dann fangen sie an zu hören. Nach solch einer Versammlung sind leider die Vögel besonders geschäftig, den ausgestreuten Samen aufzulesen. Es geht dann für die meisten der Weg wieder in den Königshof hinein, an die Biertöpfe, zum Gesang schmutziger Lieder, zu schlechten Tänzen, zu sadem Geschwätz und zu noch Schlimmerem. Es gilt hier auch das eine zu

bedenken, daß jedes Wort, das am Hofe des Königs geredet wird, weit ins Land hineingetragen wird; darum halten wir uns gebunden, gerade hier am Königshofe zu arbeiten, das Kreuz aufzupflanzen, nicht etwa deshalb, weil wir die Seele des Königs oder die Seele eines Tussi für wertvoller ansehn als die Seele des ärmsten Hutu und des verachtetsten Zwerges, nein, diese sind ebenso wert wie die des Königs selbst. Aber durch das Wort am Hofe erreichen wir nicht nur den Hof, sondern wir erreichen viele Leute im Lande, an die wir unmittelbar nie herankommen können. Darum heißt es hier: nicht müde werden, die Arbeit ist nicht vergeblich. — Zudem ist diese unsere Arbeit von der allergrößten Dringlichkeit. König Mfinga und sein Volk stehen auf der Grenze zwischen alter und neuer Zeit. Die moderne Kultur hat sich aufgemacht, auch in Ruanda ihren Einzug zu halten, und wir leben im Zeitalter der Dampfmaschinen, der Telegraphen, der Automobile, der Luftschiffe, da heißt es: ans Werk, wenn wir nicht dahinten bleiben wollen!

2. Zwei Wege.

Was dieses Eindringen der modernen Kultur für so einen afrikanischen Fürsten und durch ihn für sein ganzes Land bedeutet, können wir in Zentralafrika an anderer Stelle sehen und studieren, nämlich am Hofe des Sultans Kahigi am Viktoria-Nyanza in der Nähe der deutschen Station Bukoba. Der erste Eindruck, den jeder Besucher hier empfängt, ist ein ganz anderer als am Hof des Königs Mfinga. Dort ist noch alles afrikanisch: der König kleidet sich wie seine Leute mit bunten Tüchern. Die besondere Festtracht ist heute noch der alte Fell-Schurz mit Schnüren aus Otterfellen. Die Wohnungen sind heute noch einfache, wenn auch besonders kunstvoll gebaute Rundhütten ohne Fenster, ohne Licht und Luft. Ganz anders bei Kahigi. Er hat sich ein großes Steinhaus gebaut mit einem Wellblechdach. Er hat um seinen Hof eine feste Mauer, er hat eine Leibgarde mit Uniformen, er selber geht europäisch in weißem Tropenanzug, trägt hohe Stiefel, Sporen, Hut oder Helm. Mit der Reitpeitsche in der

Hand begrüßt er seine Gäste. Vor ihm her läuft seine Kapelle mit großen Trommeln, hinter ihm her eine Menge Volks; neben ihm ein Diener mit einem gewaltigen Sonnenschirm, ängstlich bemüht, jeden Sonnenstrahl von dem Haupte seines Herrn fernzuhalten. Während er bei seinen Gästen sitzt, oder die Gäste bei ihm in seinem Hause sitzen, eilt das Volk hin und her, da kommt ein Brief nach dem andern, eine Botschaft nach der andern. Freilich Kahigi selber kann nicht lesen und schreiben, wie Mjinga es kann, denn dazu hat er seine Leute. So macht das Ganze, oberflächlich betrachtet, den Eindruck einer großen Betriebsamkeit.

Aber nun wollen wir auch einmal hinter die Kulissen sehen. Wir müssen dazu in das Haus des Kahigi eintreten; es ist ein stattlicher Bau mit einer sehr schönen Veranda. Sein Empfangsraum ist etwas anders als der des Mjinga: ein großes Zimmer, in der Mitte ein breiter Tisch, auf dem die Kulturerzeugnisse Europas, Amerikas, selbst Japans aufgestapelt sind. Da bemerken wir zunächst eine ganze Sammlung Uhren mit den verschiedensten Negerfragen; da liegen Schlafdecken, Sättel, Strümpfe, Kleider und vieles andere aufgehäuft auf dem Tische; als Krone oben darauf ein mächtiges Grammophon, das dem schwarzen Sultan die neuesten Berliner Gassenhauer vorspielt. Sehen wir uns die Wände einmal an: gegenüber dem Eingang ein schönes, großes Bild unseres Kaisers. Mit Freuden sehen wir das. Daneben ein Bild des Kahigi in seiner schönsten Uniform. Und dann geht es recht bunt weiter. Da ist eine riesige Whiskyflasche von einer schottischen Whisky-Firma, da ist eine Balletttänzerin mit irgend einer Zigarettenfirma usw. usw. In diesem Stile geht es die Wand herum, ein großes Reflektorbild neben dem andern, fast glaubt man in einem Trödlerladen zu sein. Und nun der Mann, der Kahigi selbst! Wir setzen uns mit ihm an den Tisch, es wird eine Ecke frei gemacht, damit wir nicht von der Fülle der Kultur erdrückt werden. Er bietet europäische Getränke, natürlich alkoholische an und ist sehr verwundert, daß ich sie ablehne. Solche Europäer, die keinen Alkohol genießen, hat er noch

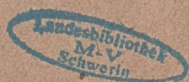
nicht viele kennen gelernt. Da er viel mit Mohammedanern verkehrt, hält er Scherbet im Hause, Fruchtfaß mit Wasser gemischt, den bietet er nun an, und den muß ich annehmen. Der Versuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, miß-



Kahigi.

lingt allemal. Denn es ist überhaupt nicht möglich, Ruhe, auch nur für fünf Minuten, zu halten. Es geht wie in einem Taubenschlag aus und ein. Die Leute kommen und gehen, jeder flüstert dem Sultan etwas in die Ohren, er

flüstert ihnen wieder etwas zu, dazwischen wieder ein Wort an den Gast, und so geht es immer fort. Eine wirkliche vernünftige Unterhaltung kann nicht zustande kommen. Aber als ich das leztmal bei ihm war, hatte ich mich besonders darauf gerüstet. Ich brachte einige Stereoskopbilder (Diapositive) mit, die sehr schön waren. Das erste stellte ihn selber dar. Ich reichte es ihm. Er sah hinein, er war überrascht, sich zu sehen, und rief lachend durch den Saal: Kahigi! Er hatte sich erkannt, er erkannte auch seinen Hund, der schon längst tot war. Nun war seine Aufmerksamkeit geweckt; jetzt konnten die Leute kommen, so viel sie wollten, er war für sie nicht mehr zu sprechen. Jetzt zeigte ich ihm einige andere Bilder, von Dares'salam und Ruanda. Es waren nicht viele, die ich gebracht hatte, etwa sechs. Aber er brauchte mehr als eine Stunde dazu, um sie zu betrachten. Da die Leute nun gemerkt hatten, daß er jetzt für sie nicht zu haben war, waren sie einer nach dem andern verschwunden, nur die Leibwache war auf der Veranda zurückgeblieben, und nun war es still. Da nahm ich den Augenblick wahr, auch ihm das in Christus uns erschienene Heil zu zeigen. Es war eine besonders günstige Gelegenheit insofern, als kurz vorher drei Söhne des Sultans gestorben waren, er dadurch also auf einen ernsten Ton gestimmt war. Er hatte wohl gemerkt, daß Gott ihm ans Herz griff. Vor seinem Schmerz ausgehend, suchte ich ihn zu dem hinzuführen, der auch dem Tode die Macht und seine Schrecken genommen hat. Er hörte wohl, sagte auch, er wolle alles Gehörte erwägen, aber dazu ist er kaum imstande, denn er ist ein Knecht des Alkohols geworden, den er in jeder Gestalt bekommt; das ist das Kulturprodukt, das er am meisten schätzt. Ach, es tut einem in der Seele weh, dieses Elend zu sehen, helfen zu wollen und nicht mehr helfen zu können. Ist es nicht grausam, einem so begabten, einflußreichen Mann seine heidnische Religion zu rauben und ihn dann im Alkohol rettungslos ertrinken zu lassen? O du deutsches Volk, warum hast du diesem Manne nicht vor der Kultur oder mit der Kultur das Evangelium gebracht! —



Ehe wir von dem Hofe des Kahigi scheiden, wollen wir noch einen kurzen Blick in sein Volk hineintun. Wie hat das Eindringen der Kultur auf das Volk gewirkt? Wenn wir uns umsehen, so bemerken wir zunächst, daß das Hniavolk die ganzen Kosten des großen Hofstaates seines Sultans Kahigi allein tragen muß. Das Einkommen von annähernd 100 000 Mk., das der Kahigi bezieht, müssen die Leute durch eine besondere Steuer aufbringen. Dazu müssen sie von Bukoba nach Ruanda und zurück Lasten schleppen, sie müssen auch etwas mehr Kaffeebäume anpflanzen, um aus ihrem Ertrage das Nötige aufbringen zu können. Die Leute selber haben von der Kultur herzlich wenig gehabt. Sie leben in Rundhütten, wie es schon ihre Väter und Urväter getan haben; sie bauen ihre Bananen und ihre Kaffeebäume, wie das seit alter Zeit Sitte ist, sie trinken ihr Bananenbier, wie es auch schon ihre Vorfäter getan haben; die Frauen tun auch heute noch alle Feldarbeit allein, wie es immer gewesen ist. Das einzige, was das Volk angenommen hat, ist eine bessere Bekleidung durch die billigen Baumwollstoffe die in das Land eingeführt werden. Nicht vergessen werden darf, daß das Volk durch die Kultur und den zunehmenden Verkehr auch die bösen Krankheiten in das Land bekommen hat, die in erschreckender Weise um sich gegriffen haben. So ist der Wert des Einzuges der Kultur für das Volk mehr als zweifelhaft, und doch brauchte das nicht so zu sein.

Einen wie großen Segen die evangelische Mission unter solchen Verhältnissen bringt, können wir an dem selben Viktoria-Nyanza, in der Hauptstadt des Königs Daudi Tschwa von Uganda, das auf englischem Gebiet liegt, sehen. Begeben wir uns dahin auf die Reise! Nach einer Fahrt von zwei Tagen landen wir in Entebbe, dem Sitz des englischen Gouvernements. Wenn wir hier ans Land gehen, bekommen wir gleich einen ungeheuren Eindruck von den so ganz anderen Verhältnissen. Am Zoll sehen wir große Wellblechschuppen gebaut, die bis unter das Dach voll Baumwolle gestopft sind. Außerhalb des Zolles liegen ganze Berge von Baumwolle unter freiem Himmel aufgestapelt. Wir fragen: Wo kommt alle

diese Baumwolle hier? Es sind nicht etwa Europäer, die sie durch Plantagenbau gewonnen haben, sondern es ist Produkt der Eingeborenen, die sie auf ihren eigenen Feldern gebaut haben. Und dieser selbe Eindruck, den wir hier im Hafen von Entebbe bekommen, bekommen wir in jedem Hafen von Uganda, in welchem der Dampfer einläuft. Überall diese ungeheuren Berge von Baumwolle. Wenn wir nun zu der Hauptstadt von Uganda hin wollen, um dort an Ort und Stelle den Einfluß der Kultur zu sehen, müssen wir nach Kampala reisen. Von dem Hafen haben wir noch einen Weg von mehreren Kilometern. Eine Kutsche, von zwei Ganda gezogen, bringt uns auf schöner, breiter Straße nach Kampala hin. Als ich auf den ersten Berg gekommen war und von da aus einen Blick über das Land hatte, da sah ich vieles, was ich erwartet hatte, zu sehen. Ein Land, hügelig, mit sumpfigen Tälern, die Berg- hänge größtenteils mit Bananenhainen bepflanzt, in welchen die Eingeborenen wohnen. Aber ich sah noch mehr, als ich erwartet hatte. Hier und da leuchteten aus den Bananen helle Dächer heraus, das waren keine Hütten, das waren Häuser in europäischem Stil gebaut, mit Wellblech gedeckt; in ihnen wohnen die christlichen Eingeborenen. Hier sieht man, wenn man nur oberflächlich über das Land hinblickt, daß auch das Volk von der Kultur einen Segen hat. Wie die Wohnungen sich geändert haben ist auch die Lebenshaltung eine ganz andere geworden. Europäischen Hausrat findet man überall in den Häusern. So kam ich freudig bewegt auf die Missionsstation und wohnte bei dem alten Archidiacon Walker, der gerade 25 Jahre in Uganda gelebt hat. Er hatte noch das alte Uganda gesehen, er hatte den ganzen Kampf mit dem Heidentum und Islam miterlebt, er hatte nun auch noch das neue Uganda gesehen, in welchem das Christentum die Macht im Lande geworden ist. Nicht, als wäre das ganze Land schon ein christliches Land, aber das Christentum ist dasjenige, welches das Land regiert. Der König und die ersten Beamten sind evangelische Christen geworden. Bei einem kleinen Rundgang durch die nähere und weitere Um-

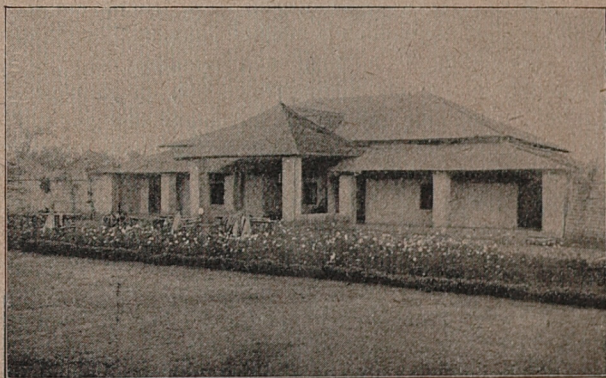
gebung der Station kamen wir an ein kleines Gehöft, sauber gehalten; ein viereckiges Haus nach europäischer Manier gebaut, stand darin. Ein junger Mann bewohnte es mit seiner Familie. Daneben hatte er noch ein besonderes, ganz kleines Häuschen gebaut. Wir traten ein und wurden auch in dieses kleine Häuschen geführt. Es diente lediglich dazu, ein großes Harmonium zu beherbergen. Der ganze Raum war sauber und hell. Auf dem Harmonium standen Blumensträußchen, und der Besitzer desselben setzte sich daran und spielte uns einige Choräle darauf vor. Als ich ihn fragte, wie er zu dem Harmonium gekommen sei, ob ihm das vielleicht jemand aus England geschenkt habe, da sagte er: „Nein, das habe ich erworben. Ich habe gearbeitet und gespart. Und als ich dann genug Geld hatte, habe ich mir dieses Harmonium gekauft.“ „„Und wozu hast du es gekauft?““ „Ach, ich habe solche Freude daran, die Choräle zu spielen und meinen Gott zu loben.“ —

Natürlich hatte ich vor allem den Wunsch, nun auch den König dieses Landes zu sehen und wenn möglich zu sprechen. Der Archdeacon Walker übernahm gerne die Vermittlung. Er schlug mir vor, am folgenden Tag, einem Sonntag, zum Könige zu gehen. Dann habe er an seinem Hofe in der Hofkapelle einen Gottesdienst, an dem könnte ich teilnehmen und ihn danach sprechen. Ich willigte gerne ein. So wurde ich angemeldet. Es war mir eigen zu Mute, als ich die große breite Straße zum Königshügel hinaufstieg, begleitet nur von meinem schwarzen Helfer Elisa Tschagusa, der mir in Usambara bei der Übersetzung des Neuen Testaments wertvolle Dienste geleistet hatte und nun auch nach Ruanda mir nachgekommen war. Ich erinnerte mich der Bilder, die ich früher von diesem Wege gesehen hatte; es hatte sich manches geändert. Der saubere Mattenzaun zu beiden Seiten der Straße war noch da, wohl oft erneuert; die Bananen dahinter standen auch noch da, aber in den Bananen standen nicht mehr die Rundhütten, sondern überall, gerade an dieser Straße, rechts und links, große, schöne Häuser, in europäischem Stil gebaut. Hier wohnen hauptsächlich die Beamten

des Königs, und zwar nicht nur die großen, sondern auch die kleinen. Welche Wandlung hatte doch diese blutgetränkte Stätte heidnischer Grausamkeit erfahren! Ich wurde am Tor in Empfang genommen und in die Kapelle geführt. Die Gemeinde war versammelt. Das Haus sah von innen recht wie ein Gotteshaus aus, wenn auch der Stil etwas eigentümlich war, ein Gemisch von europäischem Baustil und alter, eingeborener Gandaunst. Jeder Pfeiler in der Kirche und jeder Sparren des Daches war sehr sauber mit Rohr umflochten, wie die Leute das in den Hütten des Königs früher gewohnt waren. Mir war neben dem König ein Platz eingeräumt. Der Gottesdienst verlief ganz nach englischem Muster, aber dennoch war alles afrikanisch: das Harmonium wurde von einem Afrikaner gespielt, die Liturgie und die Predigt hielt ein schwarzer Prediger, die Gemeinde bestand, abgesehen von mir, lediglich aus Schwarzen. Wenn ich auch die Predigt nicht verstand, da ich der Gandasprache nicht mächtig war, so empfand ich doch in diesem Gottesdienst besonders lebhaft etwas von der Gemeinschaft der Gläubigen. Nach dem Gottesdienst ging ich hinaus; an der Abendmahlsfeier, die noch stattfand, nahm ich nicht teil, da ich schon am Morgen mit den englischen Missionaren zum Tisch des Herrn gegangen war.

Einer von diesen geleitete mich zu dem Wohnhause des Königs, das als ein bescheidener, afrikanischer Palast angesprochen werden kann. Es war in derselben Art gebaut wie die Kirche, ganz in europäischem Stil, aber wieder mit dem eigentümlich schönen Flechtwerke der Gandaleute verziert. Eine große Veranda vor dem Eingang diente mir als Aufenthalt. Es fanden sich noch ein paar Leutchen dazu; einer von ihnen konnte Suaheli sprechen. So war es mir doch möglich, eine Unterhaltung zu führen. Nach einer halben Stunde kam der König, ein junger hoch aufgeschossener Mensch in schwarzem Anzuge, vor ihm her ein paar Trommler, hinter ihm seine Leibgarde, die nur aus wenigen Mann bestand. Ich stand auf, ging ihm entgegen; er trat aus dem Zuge, reichte mir

die Hand, begrüßte mich auf Englisch. Er führte mich nun in sein Haus hinein; mein Elisa ging mit mir. Der Empfangsalon, in den ich hineinkam, machte einen ganz anderen Eindruck als der des Rahigi. Hier stand in der Mitte auch ein großer Tisch, aber es war nichts auf ihm als eine grüne, sauber gebürstete Plüschdecke. In der einen Ecke des Zimmers war ein riesiger Glaskasten, in dem ein ausgestopfter Leopard stand, das Symbol afrikanischer Königsherrschaft; in einer andern Ecke stand eine große, blitzblank geputzte messingne Ständerlampe; an der Hauptwand war eine Art Thron, rechts



Wohnhaus des Königs von Uganda.

und links eine Reihe Stühle gestellt. Der König führte mich dorthin und nötigte mich auf den Thron; ich wollte nicht, aber er ließ nicht nach. Er sagte mir, er habe geglaubt, die Deutschen seien nur Soldaten, und da ich nun als deutscher Missionar zu ihm käme, so wolle er eben in mir den deutschen Missionar ehren, und deshalb sollte ich auf seinem Throne sitzen. Da die Ehre also nicht meiner Person, sondern meinem Stande und meinem Herrn galt, nahm ich sie an und setzte mich auf diesen Thron. Er setzte sich auf einen Stuhl daneben und Elisa setzte sich bescheiden auf die Erde neben der Tür. Die Unterhaltung mit dem König wurde in Englisch

geführt, das er fließend sprach; so konnten wir uns gut verständigen. Ich erzählte ihm, wie ich schon als junger Mensch an Uganda gedacht und von Uganda gelesen hätte, wie ich nun jetzt so besondere Freude hätte zu sehen, daß das alte Uganda völlig umgestaltet worden



Daudi Tschwa als Knabe.

sei, wie ich mich auch freue, ihn zu sehen, einen Christen, auf dem Throne, auf dem früher der grausame Muanga und Mtesa gesessen haben. Er antwortete, daß Uganda ein solches Land geworden sei, wie ich es gesehen habe, das sei nicht sein Verdienst, es sei auch nicht der Verdienst der

englischen Regierung, sondern das sei lediglich Gottes Barmherzigkeit. Er wußte also genau, wem er all seinen Wohlstand und auch den Wohlstand seines Volkes zu danken hatte. So konnten wir dann auf diesem gemeinsamen Boden uns schnell zusammenfinden und haben vielleicht eine Stunde miteinander über Dinge des Reiches Gottes geredet. Ich mußte ihm natürlich auch von Ruanda und von Njinga, von Bukoba, von Kahigi usw. erzählen. Er hatte Interesse für alles, und was wünschte er mehr, als daß auch dort in Deutsch-Ostafrika sich ein starkes Volk finden möchte, das sich dem Christentum zuwendet. Wie schön wäre es, wenn auch unser Ruanda ein solches Land werden könnte, wie Uganda es geworden ist! Als ich mich verabschiedete, sprach er noch seine besondere Freude über meinen Besuch aus, dankte mir wiederholt, daß ich zu ihm gekommen war, und dann wandte er sich auch an meinen Elisa. Er war nicht so groß in seinen Augen, daß er über diesen Schwarzen hinweg sah, gab auch ihm die Hand, fragte nach seiner Arbeit und wünschte auch ihm für seinen Beruf als Lehrer den Segen Gottes.

So ging ich fröhlichen, dankbaren Herzens von diesem Besuche wieder zur Missionsstation zurück und dann von dort auf das Schiff. Der Archdeacon Walker geleitete mich. Ich fragte ihn nun, wodurch es denn hauptsächlich gekommen sei, daß die Kultur in Uganda einen solchen Eingang auch beim Volk gefunden habe, daß auch die Eingeborenen sich so schöne Häuser gebaut hätten, daß sie so viele Baumwolle pflanzten und dergleichen mehr. Er gab mir auf diese Fragen folgende Antwort: Solange in Uganda das Lehnswesen bestanden habe, sei es mit der Kultur nicht recht vorangegangen. Die Leute waren Leibeigene des Königs oder seiner großen Beamten; alles, was sie erarbeiteten, war nicht ihr freies Eigentum, sondern gehörte ihrem Lehnsheeren. (Genau ebenso ist es in Bukoba und Ruanda bis heute.) Da hatte natürlich niemand ein Interesse daran, sich über die altgewohnte Stufe zu erheben, denn er wußte ja nicht, ob er, wenn er sich ein schönes Haus baute, auch darin bleiben würde. Nachdem nun das Christentum in Uganda bodenständig geworden war, da hielt — es ist jetzt

zwei Jahre her oder drei — der König einen Kronrat und sagte zu seinen Ministern etwa: „Ihr seid Christen, ich bin ein Christ, ein großer Teil unseres Volkes sind Christen. Ist es da recht, daß wir unsere Leute als Sklaven haben?“ Allgemein sagte man: „Nein, das ist nicht recht.“ Und dann blieb man nicht dabei stehen, sondern zog die Folgerungen. Es wurde ein Stück Papier hergenommen und ein Erlaß darauf geschrieben mit dem Inhalt: „Von heute an ist jedermann frei, er wird der Besitzer seines Hauses, seines Feldes, das er bebaut, seines Viehes, das er in Pflege hat.“ So schenkte der König und seine Großen durch einen Federstrich Millionen an Wert weg, aber diese Tat, aus dem lebendigen Glauben erwachsen, hat reiche, reiche Frucht getragen, auch für den König. Nun fingen die Leute an zu schaffen und zu arbeiten. Die Baumwollkultur, die gerade eingeführt worden war, wurde mit Begeisterung aufgenommen, und so ist es zu verstehen, daß diese Baumwollberge, die dort an dem See in den Häfen aufgespeichert liegen, zustande gekommen sind. Nun haben sich die Leute auch bessere Häuser gebaut; denn jedermann wußte: was ich erarbeite, ist mein.

So kann man hier sehen, welcher unermesslicher Segen für so ein afrikanisches Land aus dem Christentum erwächst. Wie ganz anders ist es doch in Uganda, als es z. B. in Bukoba ist. Bukoba hat die Kultur so lange, wie sie Uganda hat, nämlich seit der Fertigstellung der Ugandabahn. Mit ihr sind all die Erzeugnisse moderner Kultur an den Viktoria-Nyanja gekommen, und der Kahigi hat sie nicht früher und nicht später bekommen als der Daudi Tschwa von Uganda. Aber während wir sagen müssen, daß dort die Kultur keinen Segen gebracht hat, ja in vieler Beziehung dem König und dem Volke ein Fluch geworden ist, müssen wir sagen, daß sie in Uganda ein Segen geworden ist. Und warum? Weil sie nicht allein kam, sondern weil die englische Christenheit es verstanden hatte, was Gott für die neue Zeit, die in Afrika eindrang, von ihr forderte, und tat, was sie den zentralafrikanischen Ländern schuldig war. Und das stellt uns nun vor die ernste Frage: Was sollen und was

wollen wir tun? Wir haben in Ruanda ein Land, mit denselben Verhältnissen, wie sie in Uganda vor 30 Jahren gewesen sind: ein gewaltiger König beherrscht das ganze Land, er ist der Herr über alles, er ist der einzige Besitzer, jedermann ist sein Lehnsmann, alles, was im Lande ist, ist sein Eigentum. Und über dieses Land kommt nun auch mit der ungeheuren Schnelligkeit der modernen Zeit die ganze moderne Kultur. Was soll da aus Ruanda werden? Können wir es wünschen, daß es das wird, was in Bukoba geworden ist? Du deutsche, evangelische Christenheit! Hier hat Gott dir eine Aufgabe gegeben, die es wert ist, daß alle Kräfte daran gesetzt werden. Die englische Christenheit hat ihre besten, tüchtigsten, fähigsten Leute dahin geschickt, und viele, viele sind einen frühen Tod gestorben, ehe sie das Ziel ihrer Sehnsucht, Uganda, erreicht haben. Aber immer andere traten in die entstandenen Lücken. Und das englische Volk hat nie gezagt, gerade diese Mission mit reichen Geldmitteln auszustatten, damit nur ja durch den Mangel an Geld kein Schaden für das Volk entstände, der später nicht wieder gut zu machen wäre. Und wir? Wir sehen, wohin die Bewegung, die nach Ruanda gekommen ist, zielt. Wollen wir zögern? Oder wollen wir nun auch, nachdem wir erkannt haben, was der Wille Gottes ist, ihn tun? Wollen wir nun auch mit aller Tatkraft an das Werk gehen, wir Missionare und ihr, die ihr hier in der Heimat zurückbleiben müßt, dadurch, daß ihr das Werk mit auf euer Herz nehmt und auch eure Hände wacker macht, das darzureichen, was nötig ist?

Soll König Mjinga mit seinem Volke an der Kultur, die Deutschland ihm bringt, zugrunde gehen? Oder sollen wir nicht das große, schöne Land noch viel reichlicher als bisher mit dem Heilmittel des Evangeliums versorgen, damit auch in Ruanda ein christliches Volk danken lerne dafür, daß ihm von Deutschland der rechte Weg gezeigt worden ist, der Weg zur Kultur, aber damit nicht der Weg zum Tode, sondern zum Leben, zur Kraft, zu Jesus Christus, zu dem lebendigen Gott?

P. Karl Koehl, Missionar.

Zwei Wege

gibt es wie für jeden Menschen so auch für die Millionen von Heiden in Ruanda. Der Weg zum Tode ist der, auf dem sie jetzt gehen. Den Weg zum Leben müssen wir ihnen zeigen. Möchtest du nicht auch ein Wegweiser zum lebendigen Gott für sie werden, indem du teilnimmst an der Missionsarbeit in Ruanda?

Wer gerne helfen will, der übernehme doch ein Sammelbüchlein. Ein solches ist eingerichtet für 10 Geber, die wöchentlich jeder 5 Pfennige geben. Der Sammler erhält dafür umsonst unser monatliches Missionsblatt, die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission.“ Jeder Geber erhält vierteljährlich ein Heftchen „Licht im Dunkel“.

Anfragen, Bestellungen auf Sammelbücher usw. sind zu richten:

An den Pfennigverein
der Deutschostafrikanischen Mission in Bethel b. Bielefeld.

LBMV Schwerin 33



33\$001198688



Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

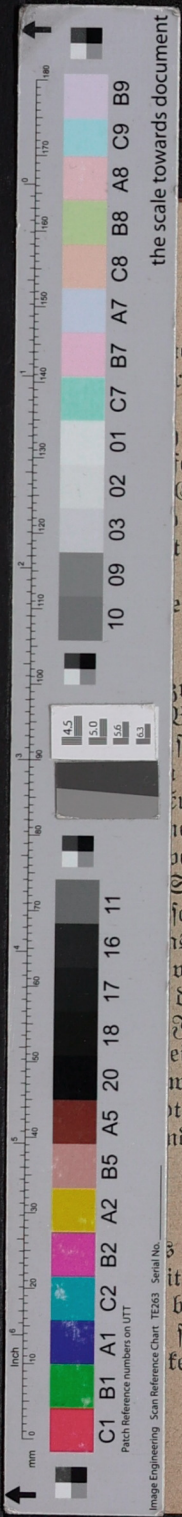
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1867640945/phys_0027

Mecklenburg
Vorpommern



Landchaft in Suanda (Reicher Uferbau, aber wenig Wald).





the scale towards document

...e Gäste. Vor ihm her läuft keine
...ommeln, hinter ihm her eine Menge
...ein Diener mit einem gewaltigen
...bemüht, jeden Sonnenstrahl von dem
...fernzuhalten. Während er bei seinen
...Gäste bei ihm in seinem Hause sitzen,
...her, da kommt ein Brief nach dem
...t nach der andern. Freilich Kahigi
...und schreiben, wie Mfinga es kann,
...e Leute. So macht das Ganze, ober-
...Eindruck einer großen Betriebamkeit.
...wir auch einmal hinter die Kullissen
...zu in das Haus des Kahigi eintreten;
...Bau mit einer sehr schönen Veranda.
...ist etwas anders als der des Mfinga:
...in der Mitte ein breiter Tisch, auf dem
...Europas, Amerikas, selbst Japans auf-
...merken wir zunächst eine ganze Samm-
...verschiedensten Negerfräsen; da liegen
...Strümpfe, Kleider und vieles andere
...sche; als Krone oben darauf ein mäch-
...s dem schwarzen Sultan die neuesten
...vorspielt. Sehen wir uns die Wände
...dem Eingang ein schönes, großes Bild
...Freuden sehen wir das. Daneben ein
...einer schönsten Uniform. Und dann
...weiter. Da ist eine riesige Whisky-
...ottischen Whisky-Firma, da ist eine
...nd einer Zigarettenfirma usw. usw. In
...die Wand herum, ein großes Re-
...andern, fast glaubt man in einem
...Und nun der Mann, der Kahigi
...mit ihm an den Tisch, es wird eine
...it wir nicht von der Fülle der Kultur
...bietet europäische Getränke, natürlich
...sehr verwundert, daß ich sie ablehne.
...keinen Alkohol genießen, hat er noch